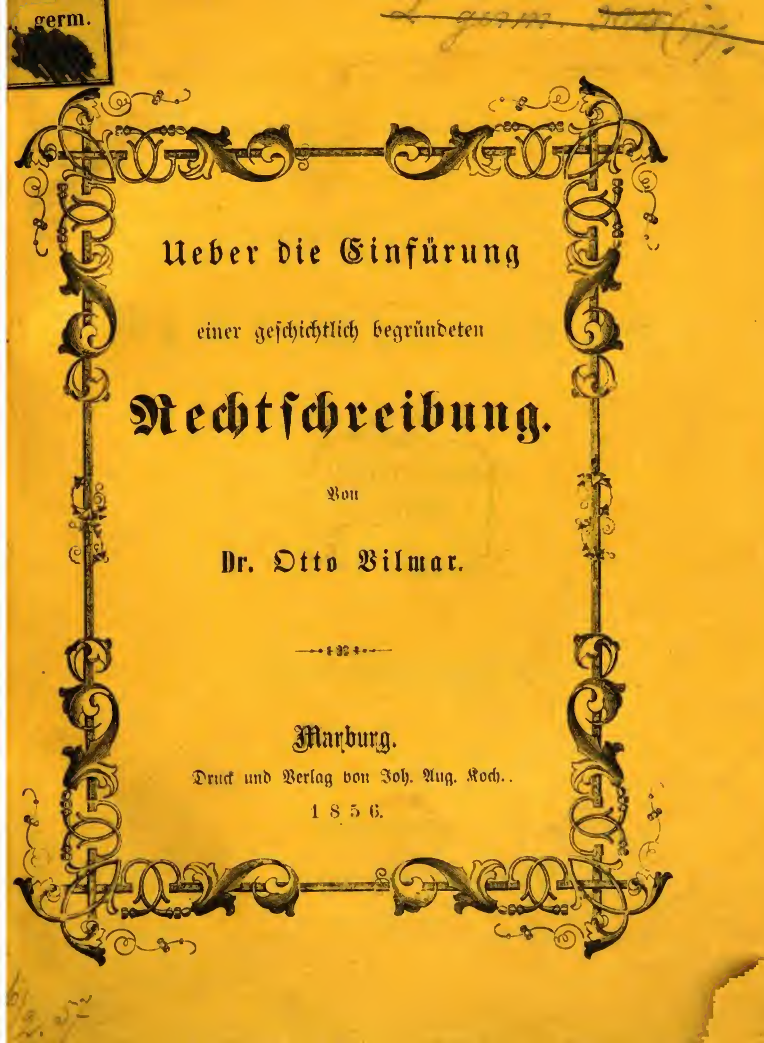

L. germ.
274. s

Vilmar



<36632214230011



Ueber die Einfürung einer geschichtlich begründeten Rechtschreibung.

Von

Dr. Otto Vilmar.

Marburg.
Druck und Verlag von Joh. Aug. Koch.
1856.

Ueber die Einfürung

einer geschichtlich begründeten

Rechtschreibung.

Von

Dr. Otto Vilmar.



Marburg.

Druck und Verlag von Joh. Aug. Koch.

1856.

Vorrede.

Der Verfaßer müste den Vorwurf fürchten, daß er durch die nachfolgenden Blätter die Literatur über die deutsche Orthographie unnötiger Weise vermehre, wenn er disem Vorwurf nicht den Umstand entgegen halten könnte, daß seine Arbeit älter ist, als die meisten Schriften über denselben Gegenstand, wie z. B. die von Ruprecht und Andresen, angefangen sogar, ehe die Vorrede zu dem deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm erschin. Es erschinen die nachfolgenden Aufsätze in einem über die Grenze Hessens hinaus wenig bekannt gewordenen Schulblatte, dem „kirchlichen Schulfreund", und zwar die beiden einleitenden schon im Jahre 1852. Erst 1854 folgten die speciellen Artikel, als meine amtliche Thätigkeit

mich veranlaßte, die Sache noch einmal zu vertreten. Eine ähnliche Veranlaßung ligt jezt der Veröffentlichung diser Artikel zu Grunde, nachdem das Blatt, in dem sie erschienen, eingegangen ist. Dise Veröffentlichung hat an der ursprünglichen Form gar nichts geändert, sogar die Eintheilung in Artikel ist beibehalten, um jeder Gefahr einer Verschlimmbeßerung auszuweichen.

Meine Entfernung vom Druckort ist die Ursache einiger Ungleichheiten in der Orthographie, deren Verbeßerung übrigens dem geneigten Leser Gelegenheit geben kann, die in dem Schriftchen enthaltenen Regeln gleich praktisch anzuwenden.

Hanau den 4. September 1856.

Einleitung.

I.

Man hat in den Armenschulen Englands und Frankreichs neuerdings Versuche gemacht, eine bequemere und einfachere Orthographie statt der von der Aussprache völlig getrennten geschichtlich überlieferten und berechtigten einzuführen. Dise Bestrebungen, welche die letzten Reste des Sprachbewustseins, die letzten Spuren eines Zusammenhangs des abgeschliffenen Geplappers der Neuzeit mit der ausgebildetern und volltönendern Sprache der Vergangenheit verwischen wollen, sind demnach nur Zeichen von der Bequemlichkeit unserer Zeit, welche ihrem Egoismus Jarhunderte lang bestandenes in einem Augenblick opfert, sie sind ein Zeichen davon, daß jetzt nichts schnell genug gehen kann und daß alle Rücksichten vor der einen verschwinden, so rasch als möglich zu Ende zu kommen, endlich aber, was die Hauptsache ist, bezeugen dise Bestrebungen, so geringfügig sie scheinen mögen, doch die revolutionäre Lust unserer Zeit, alles ererbte und überlieferte von sich zu werfen.

Wir sind mit der Reform unserer Orthographie in einer glücklichern Lage: es handelt sich bei uns, wenn wir eine vernünftigere, einfachere und consequentere Orthographie einführen wollen, nicht darum, altes wol berechtigtes aufzuheben, sondern es handelt sich eben um die Widerherstellung der geschichtlich berechtigten Rechtschreibung. Dieselbe Willkür, welche jetzt in England und Frankreich die Rechtschreibung nach der farblosen, unbestimten Aussprache der Gegenwart modelt, hat die deutsche Orthographie seit ungefähr hundert Jahren beherscht und sie nach selbstgemachten Regeln und eingebildeten Zweckmäßigkeitsgründen gestaltet — und dise Willkür muß und soll aufhören.

Wir wißen wol, daß die sogenannte „neue" Orthographie, die doch eigentlich die alte ist, von vilen mit Mistrauen betrachtet wird, und es hat dises Mistrauen eine gewisse Berechtigung. Denn zu vile Experimente sind schon mit der deutschen Rechtschreibung gemacht worden, zuvil Seltsamkeiten haben sich als Reformen der Orthographie in der Welt breit gemacht, als daß nicht derjenige, dem die tieferen Gründe diser „neuen" Orthographie unbekannt sind, auch in ihr eine neue Narrheit Unberufener vermuten könnte. Oft aber freilich entspringt dises Mistrauen aus dem Hochmute des Alleinwißens und Alleinkönnens, der unsern unhistorischen sogenannten deutschen Grammatikern anklebt, aus dem

Hochmute der Halbwißer und Halbgelehrten, der Himmel und Erde in Bewegung setzen möchte, wenn man ihm eine seiner Verkehrtheiten wegnehmen will. — Doch aber glauben wir, daß auch solche Gegner die neue Orthographie gern annehmen werden, weil sie weit bequemer und einfacher ist. Es ist der Schulmeisterei des vorigen Jahrhunderts, die alles gar leicht und „faßlich" machen wollte, gegangen wie den Pharisäern: sie hat den Leuten unerträgliche Lasten aufgebürdet gerade mit diesen Regelchen der Leichtigkeit und Faßlichkeit. Es wäre nicht zu begreifen, wie der Wust unserer modernen Orthographie sich so fest setzen und so eisern regieren konnte, wenn der Ursprung derselben oder wenigstens ihre Befestigung nicht in eine Zeit gefallen wäre, wo die Schulmeisterei Deutschland in der Person Gottscheds fast tyrannisch und zugleich mit unbedingter Anerkennung regierte. Ein Menschenalter früher hatten die orthographischen Narrensprünge Philipps von Zesen, die doch nur in der Form verkehrter waren, im Princip aber sich von unserer modernen Orthographie gar nicht unterscheiden, nur Spott und Hohn geerntet; seitdem aber war der letzte Rest von Tradition in Sprache und Schrift verschwunden und der neue babylonische Thurm, den die sächsische Sprachweisheit aufbaute, wurde Regel und Richtschnur und ist es geblieben seitdem bis auf disen Tag, weil wir eben ein Volk des Lesens und Schreibens, ein Volk der Literatur und der

Bücher gleichfalls seitdem gewesen sind bis auf disen Tag. Im vorigen Jarhundert herschte noch mehr Willkür, wie denn die Willkür immer Willkür hervorruft, und es gibt vile Bücher aus dem Ende des vorigen Jarhunderts, in denen die Verfaßer eine besondere Orthographie nach eignem Gutdünken einführten, wie z. B. Bürger in der ersten Ausgabe seiner Gedichte; in unserm Jarhundert dagegen ist die Orthographie vollends verknöchert und nur Dichter, wie der Graf Platen (der es vor allen Dingen darauf abgesehen hatte, „Haubt" zu schreiben) sind, aber nur im einzelnen, ihre eignen Wege gegangen. Sie ist eine Last, unsere moderne Orthographie, mit der Menge ihrer Regeln, ihrer Unterschide u. s. w., die zum großen Theil nicht beßer sind, als die bekannte Regel von der Rechtschreibung des Wortes Brot: Brod müße man schreiben, wenn es frisch, Brot, wenn es altbacken sei, Brodt, wenn es auf einen solchen Unterschied nicht ankomme. Schon die Hauptregel, auf der ausgesprochenermaßen unsre moderne Orthographie beruht: Schreibe, wie du richtig sprichst, ist eine geradezu verkehrte. Wer kann unter der Menge dialektischer Verschiedenheiten in der Aussprache die richtige herausfinden, ohne auf die Geschichte der deutschen Sprache zurückzugehn, die Geschichte der deutschen Sprache, von der dieselben Leute, welche jene Regel aufstellten, nichts wißen wollen? Und ist dise Regel wesentlich verschieden von der Willkür, welche jetzt die

historische Schreibweise in England und Frankreich vernichten will? Sie stellt alles auf den schwankenden, sich mit jedem Menschenalter verändernden Sprachgebrauch. — Auch ist sie durchaus nicht consequent durchgeführt; denn Mittelchen, welche bei dem einen Worte für nötig befunden worden sind, um es zu schreiben, wie man richtig spricht, sind bei andern geradeso ausgesprochenen Worten weggelaßen. Dise Unterschiede sind eben nur für das Lesen bestimmt und können nur bei dem Lesen erkannt werden, — Beweis genug, wie weit unsere moderne Orthographie sich vom Leben entfernt hat. Außer der Last aber, welche die moderne Orthographie unserem Sprachunterricht aufgebürdet hat, außer der Unzuverläßigkeit und Inconsequenz ihrer Bestimmungen ist es die Erfolglosigkeit des so mühevollen Unterrichtes in diser Orthographie, was auch wol die Gegner einer historisch begründeten Rechtschreibung mit ihr versöhnen könnte. Es steht zwar mit der Kunst des richtigschreibens bei uns lange nicht so schlimm, wie in England und Frankreich, wo vile Leute, die zu den „gebildetsten“ gehören, nicht orthographisch schreiben: es gilt bei uns doch noch für ein Kennzeichen eines „Gebildeten“, daß er richtig schreiben könne. Aber doch müßen wir uns gestehen, daß bei aller „Faßlichkeit“ unserer schulmeisterlichen Orthographie es dennoch außerhalb der gebildeten, d. h. geschulten Kreiße nicht allzuvile gibt, die in disem Punkte vollkommen sicher sind. Man

kann aber wol sagen, daß gewis mit weniger Mühe mehr erreicht werden kann, wenn die „neue“ Orthographie in den Volksschulen eingeführt wird.

Wir müßen aber um so mehr die Abschaffung der jetzt bestehenden Orthographie wünschen, weil sie die Ausgeburt einer Behandlungsweise der Sprache ist, die von Gottsched an bis auf Becker und Wurst unendlichen Schaden gestiftet hat. Die unhistorische Grammatik, welche die Sprache nur als einen Gegenstand zu „Denkübungen“ in der Schule getrieben wißen wollte, muß vollständig aus dem Bereich der höhern und niedern Schule vertrieben werden. In den höhern Schulen muß an die Stelle diser abstracten Behandlung der Sprache die historische deutsche Grammatik in ihren Resultaten gelehrt werden; in der Volksschule ist kein Ersatz nötig, da es doch unmöglich ist, einem nicht wißenschaftlich gebildeten die Sprache, die er spricht, noch einmal in der Theorie zum Bewustsein zu bringen. Einen Stoß, und zwar einen Stoß, der einer Niderlage gleich kommt, würde zum Segen des gesammten Schulwesens dise falsche Grammatik erhalten, wenn die mit ihr zusammenhängende falsche Orthographie aus den Schulen verbannt würde.

Noch ist es Zeit: noch ist die Sprache unseres Volkes nicht so abgestumpft, wie die der Engländer und Franzosen, noch hängt die Schreibung der Wörter mit ihrer Aussprache zusammen, noch ist es der Verkehrtheit nicht

ganz gelungen, Buchstaben zu bloßen Schreibzeichen herab-zudrücken — noch können wir reformieren, d. h. das historisch berechtigte wider herstellen. Die Aufstellung der jetzt gangbaren Orthographie war einst ein Zeichen, daß der Zusammenhang mit der frühern Entwickelung unserer Sprache vollständig verschüttet und abgebrochen war — jetzt sind wir dises Zusammenhangs wißenschaftlich wider mächtig geworden, wenn gleich freilich das Bewustsein davon im Leben unwiderbringlich verloren gegangen ist. In dem Bewustsein dises Zusammenhangs der Sprache mit frühern Entwickelungsstufen ligt aber ein Damm gegen die immer mehr einreißende Abgestumpftheit und Abgeschliffenheit der Sprache. Man schlage dise Abstumpfung der Sprache nicht zu gering an: in der Sprache offenbart sich der Character eines Volkes; je roher und stumpfer die Sprache wird, je mehr die Bedeutung der Worte vergeßen wird und dise zu einem bloßen Klang und Schall werden, je roher und stumpfer wird auch das Volk. Ein kleiner Anfang, das Bewustsein der Sprache, so weit es noch möglich, zu retten und zu erhalten, wäre die Widerherstellung der geschichtlich berechtigten Orthographie.

II.

Wir können uns unser Leben jetzt gar nicht denken ohne Lesen und Schreiben; Lesen und Schreiben ist bei allen Ständen die erste Kunst, die gelernt wird. Lesen

und Schreiben dünkt uns so notwendig zum Dasein, wie Eßen und Trinken. Es giebt genug Leute, die dise allgemeine Herschaft des Lesens und Schreibens für einen Vorzug unserer Zeit halten, genug Historiker sogar, welche auf das Mittelalter schon deshalb hochmütig herabsehen, weil es damals große Kaiser und berühmte Dichter gab, die weder lesen noch schreiben konnten. Es kann hier nicht unsre Absicht sein, mit weitläufigen culturgeschichtlichen Auseinandersetzungen gegen dise, unserer Ansicht nach, falsche Meinung zu Felde zu ziehen — nur auf den einen Umstand müßen wir aufmerksam machen, daß dise Notwendigkeit des Lesens und Schreibens für jeden den einzelnen vil abhängiger gemacht hat von der großen Masse. In Bezug auf das, was wir lesen, ist dise Abhängigkeit des Individuums vom „Publikum“ gewis zugestanden; ist doch so vil von dem, was wir „öffentliche Meinung“ nennen, nur geschriebenes und gelesenes, nichts der Wirklichkeit entsprechendes oder selbständig angeeignetes. Aber es ist auch so mit der Art und Weise, wie wir schreiben. Im Mittelalter, wo wenig geschrieben wurde, gab es gar keine Schriftsprache, gab es deshalb auch keine Orthographie: jeder schrieb, wie er seinen Dialect, seine Aussprache am besten und zutreffendsten auszudrücken glaubte. In unserer Zeit, wo sovil geschrieben und gedruckt und gelesen wird, ist eine äußere Gleichförmigkeit der Schreibweise notwendig herbeigeführt

durch das Zurücktreten der Dialecte, durch die Alleinherschaft der Schriftsprache, notwendig ist sie aber auch deshalb, weil aus einer Schreibfreiheit, die jener des Mittelalters gleich wäre, die bunteste Regellosigkeit und Willkür entstehen würde. Eben mit der allgemeinen Anwendung des Lesens und Schreibens ist auch die Notwendigkeit einer allgemein anerkannten Regel und Form für dasselbe gegeben. Mag der Schwabe das st aussprechen wie scht, und der Berliner das g wie j — einerlei, sie müßen sich der nun einmal feststehenden conventionellen Regel fügen, sie dürfen, das bringt unsere Zeit eben mit sich, nicht so schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Im Mittelalter, der Zeit der „finstern Despotie der Fürsten, des Adels und der Pfaffen," durfte man das noch!

Die Regeln, die jetzt unser deutsches Schreiben und Lesen beherschen, sind uns nun durch die Allgemeinheit des Lesens und Schreibens, dadurch daß wir in frühester Jugend schon uns disen Regeln anbequemen müßen und daß wir nichts lesen, das nicht nach disen Regeln gedruckt oder geschrieben wäre — so sehr in Fleisch und Blut gewachsen, daß wir uns nichts gedrucktes oder geschriebenes denken können, das von disen Regeln abwiche. Wie wir von jedem, der „nur einigermaßen Anspruch auf Bildung machen will," verlangen, daß er lesen und schreiben könne, so verlangen wir damit zugleich stillschweigend von ihm, daß er auch so schreibe, bis auf

die geringsten Kleinigkeiten herab, so schreibe, wie wir schreiben, wie alle schreiben. Wir haben keinen Grund für ein solches Verlangen, wir denken uns eigentlich nichts unter dem „richtig" schreiben, wir können keine bestimte Ursache angeben, warum ein bestimtes Wort so und nicht anders geschrieben wird, wir sagen: es wird so geschrieben, nur weil wir es so gewohnt sind und es unserem Auge auffällt, auffällt nur aus Gewohnheit, wenn wir die alltägliche Schreibweise nicht widerfinden. Wir sind eben in einer Schultradition befangen, deren Macht wir uns nicht entziehn können, wir sind gebunden durch conventionelle Regeln, die wir stillschweigend, ohne uns von ihrem Grund oder Ungrund Rechenschaft zu geben, befolgen.

Wie aber die Mode, die auch conventionell regiert, nicht immer den Regeln des Geschmacks, von denen sie doch beherscht sein sollte folgt, so folgt auch unsere gewöhnliche conventionelle Orthographie durchaus nicht, wie sie sollte, der grammatischen Regelrechtigkeit. Unsere Schriftsprache hat gleich bei ihrem Entstehen eine Menge dialectischer Unreinheiten und Unregelmäßigkeiten mit aufgenommen, sie ist durchaus nicht eine regelmäßige Fortbildung aus der vorausgehenden Sprachstufe — aber jene Unregelmäßigkeiten und Abweichungen sind uns jetzt so zur Regel geworden, daß Gottsched ganz richtige, echtdeutsche Bildungen als „unrichtige" bezeichnen konnte. So ist

es auch mit unserer Orthographie. Offenbare Fehler, Abweichungen von der geschichtlich berechtigten Schreibart eines Wortes, sind nun einmal in die conventionelle Schreibweise aufgenommen und sind so eingefleischt, daß schon mancher Schulmeister gerade dise Abweichungen sich als Richtschnur und Regel für seine orthographischen Reformpläne genommen hat, wodurch natürlich die Abweichungen immer fester gestellt und die Verwirrung noch vergrößert wurde. — Wäre unsre Schreibweise in allen Stücken richtig, so könnte sie, unbeschadet des Umstandes, daß Niemand sie mit Bewustsein braucht, fortbestehen — es käme dann eben nur darauf an, das Bewustsein zu wecken von den Gründen, warum so und nicht anders geschrieben wird. Bei unserer modernen Orthographie aber würde man mit einem solchen Versuch sehr bald auf den Sand kommen und sich überzeugen, daß die Bewustlosigkeit ihrer Anwendung nur eine Folge der Bewustlosigkeit über deutsche Sprache und Schrift ist, der sie ihre Entstehung verdankt — darum muß mit ihr ganz und gar gebrochen werden. Doch denke man ja nicht, als verlangten wir, es sollte nun gleich alles jetzt eingerostete abgethan und ein neues an seine Stelle gesetzt werden; nur muß die Prinziplosigkeit und Zerfahrenheit der modernen Orthographie erkannt und gestrebt werden, von ihr loszukommen. Geschichtlich berechtigtes und gegründetes braucht nicht des Stürmens und Drängens, um

wider eingeführt zu werden — es ist seines Sigs sicher. So hat auch die Widerherstellung der geschichtlich berechtigten Orthographie eigentlich keinen Feind, als die Gewohnheit, welche die Hand beim Schreiben und das Auge beim Lesen bindet. Dise Gewohnheit wird aber auf keine andere Weise zu besigen sein, als indem man es versucht, eine andere Gewohnheit an ihre Stelle zu setzen, indem man die neue noch ungewohnte Orthographie allmälich zur Gewohnheit macht. Das läßt sich nicht erreichen durch Belehren in dicken und dünnen Büchern — Gewohnheiten die von Jugend auf gedauert haben, gehen dadurch nicht fort, auch nicht bloß dadurch, daß man selbst die neue Orthographie braucht — die Welt geht neben dem einzelnen, der den rechten Weg geht, doch ihren Gang fort und wenn er auch irrig wäre. Es kann nur geschehen, indem man die neue Orthographie in die Schulen bringt. Dort hat das Unheil unserer jetzigen Schreibweise angefangen, dort muß es auch besiegt werden. Man kann damit aber nicht früh genug anfangen, wenn sich eben eine Gewohnheit bilden soll. Wie sorgfältig haben sich unsere A-B-C-buchschreiber bemüht, den Kindern die alte Orthographie beizubringen: das h als Dehnungszeichen, das th „und solches Getön" hat gewis seinen besondern Abschnitt und sobald das Kind ganze Wörter lesen soll, erscheinen dise gewis im vollsten Schmuck der modernen Orthographie. Hier ist

anzufangen. Schon in den A-B-C-büchern, Hand-, Wand-, Lese- und Schreibfibeln muß das Auge des Kindes an die geschichtliche Orthographie gewöhnt werden, damit dann das reifere Alter nicht mehr anders weiß. Und da die Schulmeisterei am meisten dazu beigetragen hat, uns unsere Orthographie zu verderben und zu verwüsten und dise Verwirrung und Verwüstung festzuhalten und zur Regel zu machen, so muß auch bei ihr der Anfang gemacht werden zum Beßeren. Namentlich müßen aber dabei alle die Anstalten anfangen, auf denen künftige Lehrer erzogen und gebildet werden. Wenn es recht zugeht, werden solche junge Leute das, was ihnen in disen Anstalten mitgetheilt wird, als unabänderliche Richtschnur für ihr späteres Leben festhalten und ohne weiteres anwenden. Wir leugnen gar nicht, daß dieß in vilen Dingen zum Uebel, zum gedankenlosen Nachsprechen, zum lebenslangen Stehenbleiben auf einem beschränkten Standpunkt führen kann; an und für sich aber ist es berechtigt und natürlich, wenn der Schüler dem Lehrer zunächst in gutem Glauben alles nachspricht und es ligt darin für die Lehrer solcher Anstalten eine ernste Aufforderung, nur richtiges, nur sicheres, gewisses ihren Schülern für ihr Amt und ihren Beruf mitzugeben. Was nun aber die Orthographie betrifft, so ist nur die sogenannte „neue" Orthographie, richtig, sicher und gewis, die andere, allgemein gebräuchliche muß als falsch, ihre Regeln

als geradezu der Wahrheit widersprechend bezeichnet werden. Jene Orthographie kann den abgehenden Zöglingen getrost mitgegeben werden, sie können dieselbe überall anwenden und wird ihnen niemand auch nur Einen stichhaltigen Grund gegen dieselbe bringen, dise dagegen würden sie gegen Einwürfe, die sprachlich begründet wären, gewis nicht verteidigen können. Auf den Gymnasien müste dann dasselbe geschehen, wie auf den Schullehrerseminarien, sonst haben die Schulmeister Recht wider die Pfarrer und das ist weder für den einen gut, noch für den andern. — Ist aber einmal auf dise Weise die historische Orthographie Eigentum der Schulen geworden, so wird sie unserer Ansicht nach so leicht niemand wider herausbringen. Denn eines Theils ist es eine Eigenschaft der Schule, das einmal erfaßte unter allen Umständen festzuhalten: es hält oft schwer, die gröbsten Verkehrtheiten aus den Schulen herauszubringen — so werden sie wol auch eine vernünftige Neuerung eben so fest halten. Auf der andern Seite aber werden die Schulen, haben sie sich einmal die Schreibart angeeignet, vor einer Widereinführung der alten gewis sicher sein und die Einführung der richtigen Orthographie wird alle abenteuerlichen Reformpläne in diser Hinsicht von vorn herein abschneiden.

Aus den Schulen aber muß und wird die historische Rechtschreibung in das Leben übergehen und allmälich zu

allgemeiner Anwendung kommen. Am schwersten wird es sein, sie aus dem Leben in die Acten zu bringen. Die Acten haben gutes und schlechtes, alte, ja uralte Sprachformen, wie moderne und modernste Kanzleischnörkel mit unverwüstlicher Zähigkeit festgehalten. Ohne Zweifel werden sie auch die einmal übliche Orthographie so lange festhalten, bis sie niemand mehr braucht, da die neue Orthographie die Wörter gar zu „nackt," ohne die gehörigen h und andere Hahnenfüße, stehen läßt und den letzten und höchsten Triumph, die Vernichtung des th in den Acten wird die gegenwärtige Generation wol nicht mehr erleben. Im Leben aber — die Acten und das Leben sind bekanntlich weit von einander — hoffen wir schon in diser Generation in unserm Lande wenigstens auf eine allgemeine Anwendung der allein berechtigten Rechtschreibung. Gehen die Jungen voran, werden die Alten wol nachfolgen müßen. Die Jungen werden zuerst lernen, die neue Rechtschreibung bei dem Schreiben anzuwenden — die aber, die von Jugend auf die alte angewendet haben, werden erst ihre Augen anders gewöhnen müßen; auf sie muß zuerst durch das Lesen gewirkt werden. Da reicht es nun freilich nicht hin, wenn bändereiche, mit lateinischen Lettern gedruckte Werke über deutsche Grammatik und Literatur, nur für Gelehrte bestimt und lesbar, die geschichtlich berechtigte Orthographie haben — es muß auch die nicht wißenschaftliche, namentlich

die belletristische Literatur, es müßen namentlich die Zeitungen vorangehen. Daß weder jenes noch dises unmöglich ist, beweist eben ein belletristisches Blatt, das Frankfurter Conversationsblatt, das wenigstens in einigen schwachen Anfängen z. B. mit dem Weglaßen des h an einigen Stellen, die alte Orthographie verlaßen und einen neuen Weg eingeschlagen hat. Nur noch einige solcher guten Beispile und die Bahn ist gebrochen, denn wer einmal den neuen Weg eingeschlagen hat, wird nicht wieder in die alten „ausgefahrenen Gleise" zurückwollen.

III.
Das ß.

Eine allgemeine Rechtfertigung der geschichtlich begründeten Orthographie ist einesteils ohne genaueres Eingehen auf die früheren Stufen der Entwickelung unserer Sprache unmöglich, anderenteils auch unnötig, da die Darstellung des Einzelnen die allgemeine historische Grundlage diser Rechtschreibung deutlich zeigt; eine Rechtfertigung aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen zu geben, kann ebenso wenig nötig erscheinen, da es sich hier nicht um Auffindung des Zweckmäßigsten, sondern des geschichtlichen Berechtigten handelt. Daß dieß zugleich zweckmäßiger ist als das neu und unhistorisch Eingeführte, kann allerdings zur Empfehlung diser Rechtschreibung auch bei denen

dienen, welche sie aus blinder Anhänglichkeit an das Hergebrachte verwerfen möchten.

Wir gehen also sofort zu der speciellen Darlegung und Rechtfertigung in Bezug auf einzelne Buchstaben über. Ohne einen bestimt grammatischen Gang zu verfolgen, fangen wir wol am besten mit dem Buchstaben an, der durch die moderne Orthographie am meisten in seinem Rechte gekränkt worden ist, dem ß. Die moderne Orthographie hat disen Buchstaben zu einem bloßen Schreibzeichen gemacht, das am Ende eines Worts eintritt, in der Mitte aber dem ss weicht, so daß einer der unhistorischen deutschen Grammatiker wenigstens so consequent war, das ss auch ans Ende zu setzen, womit er freilich die Willkür zur Regel machte. Andere noch radicalere verdrängten das ß ganz und schrieben schliesen und schiesen, auffallend und ungeheuerlich schon dem äußern Ansehn nach, noch mehr der berechtigten Schreibung der Wörter gegenüber. — Daß aber das ß mit dem s nicht derselbe Laut ist und mit dem ss auch nicht, das wißen die Niderdeutschen, deren Aussprache in disem wie in einigen andern Punkten noch genauer ist, als die der Oberdeutschen, recht gut. Kein Oberdeutscher wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Schooße auf Rose gereimt wird und doch tadelt A. W. v. Schlegel disen Reim als falsch. Wir Oberdeutschen müßen uns ganz besonders anstrengen, wenn wir den scharfen ß Laut von dem weichen s scheiden

wollen, und Schreiber dises weiß sich noch der Arbeit zu erinnern, als er einst einem Niderdeutschen etwas dictierte, wobei s und ß geschieden werden muste — der, dem er dictierte, fand aber disen Unterschied ganz natürlich und wunderte sich, daß ihn nicht jeder leicht bei der Aussprache hervortreten laßen könnte. — Ist aber auch unsere Aussprache zu stumpf geworden, um den scharfen Laut des ß, der dem des z nahe steht, heraus zu bringen, so läßt doch unsere hochdeutsche Sprache in den Ableitungen, die sie von Worten, welche ß haben, macht, noch deutlich hervortreten, daß diß ß ein Laut ist, der mit z nahe verwandt sein muß. Die Wörter heizen, Hitze z. B. laßen uns das ß in heiß als ein ursprüngliches z erscheinen und es ist auch meines Wißens noch keinem modernen Grammatiker eingefallen, heis zu schreiben. Ebenso ist es mit Schweiß und schwitzen — und wenn ich mich auch erinnere, Schweis gelesen zu haben, so steht doch im Ganzen die richtige Schreibart noch fest. Aber auch bei Wörtern, welche wir gewönlich bald mit ß, bald mit ss schreiben, je nach den erfundenen Regeln der modernen Grammatik, werden wir durch verwandte Worte darauf geleitet, daß ein z Laut ihnen ursprünglich ist. So schreiben wir schießen, Schuß — aber Schüsse, während das abgeleitete Wort Schütze uns zeigt, daß das ß am Ende des Wortes Schuß keineswegs bloßes Schreibzeichen ist; wir schreiben naß und Nässe, das Zeitwort benetzen aber zeigt

uns, daß ß das ursprüngliche ist und demnach auch Näße geschrieben werden muß. Wir schreiben aß, iß, aber essen und gegessen, während ätzen uns das z zeigt, ebenso reißen, Riß, richtig nach Analogie von Ritz, warum nun Risse und gerissen? daß die Metze Korn vom Meßen ihren Namen hat, siht man nicht aus dem ss, das die Schulmeisterweisheit hineingebracht hat. Wir haben das Wort Witz, das offenbar mit wißen zusammenhängt, aber doch wird stets wissen geschrieben; Metzger und Steinmetz hängen mit Meßer zusammen — das siht man aber nicht, wenn wie bisher Messer geschrieben wird. Zwischen sitzen und gesessen, wie man schreibt, ist kein sichtbarer Zusammenhang: schreiben wir geseßen, so ist der z Laut beibehalten und keineswegs in ss verändert worden. So könnte man leicht durch deutliche und weniger deutliche Etymologieen das ß in manchen Wörtern als ein ursprüngliches z nachweisen. Für den aber, der mit dem Plattdeutschen bekannt ist oder Gelegenheit hat, sich damit bekannt zu machen, gibt es noch einen Beweis. Das Plattdeutsche hat nämlich, wo im Hochdeutschen ein z steht, immer ein t: zu heißt plattdeutsch to, stolz stolt, Zeit Tit, zwei twe und so ließen sich vile Beispiele anführen. Für ß aber setzt das Plattdeutsche ebenfalls regelmäßig t: daß dat, laßen laten, Waßer Water, Fuß Fot, Schloß Slot, weiß wit, eßen eten, süße söte — Beweis genug, daß beide Laute z und ß eng mit einander verwandt sind.

Wo aber im Hochdeutschen ſ oder ſſ berechtigt iſt, ſetzt das plattdeutſche nie t (auch plattdeutſch nie etwa Mitedat, ſondern Miſſedat,) was doch geſchehn könnte, wenn ß mit ſſ verwandt wäre.

So können wir ſchon aus dem gegenwärtigen Zuſtand unſerer Sprache, wenn wir anders die Augen nicht verſchließen wollen, zu dem Reſultat kommen, daß das ß ein mit z verwandter Laut, von ſſ aber ganz verſchieden iſt. Iſt ß aber mit ſſ nicht verwandt, ſo darf diſes auch nicht ſubſtituiert werden, und es iſt demnach ein ärgerer Schreibfehler Schloß zu ſchreiben und doch Schlöſſer, als wenn man Hund und Hunte oder Geld und Gelter ſchreiben wollte, denn d und t ſind näher verwandt, als ß und ſſ, könnten alſo auch vil eher einander ſubſtituiert werden. So können wir es ſchon als allgemeine Regel ausſprechen: man ſchreibe alle die Wörter, in denen ß berechtigt iſt, auch in allen Formen mit ß, ohne Unterſchied, ob ß am Ende oder in der Mitte des Wortes ſteht.

Daß aber diſe Wörter, in denen ß berechtigt iſt, ſehr zalreich ſind und dagegen die Zal derer, welche urſprünglich ſſ haben, ſehr gering iſt, lehrt ein Blick auf frühere Entwickelungsſtufen der deutſchen Sprache. Hiernach ſind es nur folgende Wörter, welche urſprünglich ſſ haben, und folglich auch immer mit ſſ und nie mit ß geſchrieben werden müßen:

Roſſ	Kuſſ (küſſen)
Eſſe	Küſſen
Meſſing	(ver)miſſen.
Kreſſe	gewiſſ

ferner die Vorſetzſilbe miſſ — die Ableitungsſilbe — niſſ und unſer Volksname Heſſe; (wenn freilich weiland auch eine Zeitlang ein Heßenbote erſchien, ſo wird diſer Fehler mit dem Blatte verſchwunden ſein.)*) Will man bei diſen Wörtern am Ende ſtatt des ſſ etwa ſs ſchreiben (Roſs, Kuſs) oder ein s (gewis, mis, nis) ſo iſt diß wenigſtens gleichgültig, denn es widerſpricht nicht dem Charakter des Buchſtabens. Merkt man ſich diſe Wörter (und diß wird nicht mehr Mühe erfordern, als das Einüben der verkehrten Regeln über den Wechſel von ß und ſſ) ſo ſchreibe man alle andern Wörter, die bisher mit ſſ und ß oder mit ſſ allein geſchrieben worden ſind, mit ß in allen ihren Formen.

Diſe Regel findet jedoch natürlich nur auf die urſprünglich deutſchen Wörter Anwendung: in Fremdwörtern kann ein der deutſchen Sprache ſo durchaus eigentümlicher Buchſtabe, wie das ß, nicht vorkommen. Man kann alſo das ſſ, der Form gemäß, welche das Wort in der Grundſprache (lateiniſch oder franzöſiſch) hatte, beibehalten z.

*) Hinzunehmen kann man noch kreiſſen (kräſten in der Volksſprache) und praſſeln, wo das ſſ aus ſt durch Aſſimilation entſtanden iſt, ſowie Droſſel (ſonſt Droſchel).

B. in Masse, Tasse, Terasse, Prozess, Kasse, Messe (nicht von meßen, sondern von dem lateinischen missa) Cassel (aus castellum) Schleuse (nicht von schließen, sondern aus dem Lateinischen, ahd. sclûsa) pressen, prassen, passen u. a.

Das ß ist übrigens nicht nur durch ss, sondern auch durch einfaches s verdrängt worden, wenn kein kurzer Vocal vorhergieng; so ist es in Geiß (Ziege), Kreiß, Kürbiß, Loß, Verweiß und verweißen. In disen Worten kann es leicht hergestellt werden, ebenso wol auch in biß (plattd. bet) das man hier und da noch heute so geschrieben findet. Eigentlich müste man auch schreiben Ameiße (Omitze in der Volkssprache) Krebß, Samßtag, Erbße, Linße, Obßt (eigentlich Obß), feißt, auch auß (plattdeutsch ut) doch wird diß wol erst erreicht werden, wenn wir uns mehr daran gewöhnt haben, ß in der Mitte der Worte zu schreiben. Ob es überhaupt jemals dahin kommen wird, das ß in sein volles Recht wider einzusetzen, ist zweifelhaft. Es müsten nämlich was (plattd. wat) das, es, dises und jenes, kurz sämtliche Neutra der Pronomina und Adjective im Nominativ mit ß geschrieben werden; wir schreiben hiervon nur noch zwei Formen richtig: daß (dasselbe Wort, wie das; plattd. dat für beide) und diß. Wo was und das kurz gesprochen werden, hat sich, wie in es, der schärfere Laut in der Aussprache noch erhalten, der bei der Verlängerung verschwindet; villeicht läßt er sich endlich auch noch in der Schrift wider ausdrücken.

Die unhistorische Orthographie, welche das Gebiet des ß beschränkte, hat disen Buchstaben gleichsam zur Entschädigung in einigen andern Wörtern eintreten laßen, in denen er unberechtigt ist und demnach verbannt werden muß. So schreiben wir des und doch deßhalb (neben deswegen) und indeß (neben indessen) ohne irgend welchen Grund. Das Wort Geißel meinte man von Geisel unterscheiden zu müßen (ebenso wie bei Thon und Ton, wieder und wider) und schrieb es deshalb mit ß, während es ursprünglich ein s hat und Geisel geschrieben werden muß. Ebenso unberechtigt ist ß in niesen (während genießen ursprüngliches ß hat) und gleisen, wovon Gleisner abgeleitet ist, welches Wort mit einem andern gleißen (glänzen) zusammen geworfen ist und dadurch ß erhalten hat. Durch Zusammenziehung (Syncope) ist ß weggefallen in du weist (wei-zi-st), du must (muo-zi-st) der gröste (gro-zi-ste) der beste (bezziste). In dem letzten Wort schreiben wir richtig, und es läßt sich daher wol auch in den drei andern Fällen die richtige Schreibart herstellen, wie denn überhaupt zu hoffen ist, daß endlich der Verwirrung in Bezug auf ß und ss durch Zurückgehn auf geschichtliche Grundlagen ein Ende gemacht werde. Es wird diß villeicht auch günstig auf die Aussprache zurückwirken und Verlornes wider herstellen. Wenn wir erst einmal ein Menschenalter müßen, laßen schreiben, so fangen wir villeicht auch wider an dise Worte lang zu sprechen, wie sie

gesprochen werden müßen und so kehrt villeicht in disem Punkt, wenn auch nur zum kleinen Theil das Sprachbewustsein wider, das uns die Thorheit der modernen Orthographie genommen hat.

IV.

Das h.

Seit der Schreiber dises angefangen hat*), sich der neuen Orthographie auch ein wenig anzunehmen (obwol sie schon manchen beßern Verteidiger gehabt hat und eigentlich gar keinen Advokaten nötig hätte), hat sich eine mächtige Stimme zu Gunsten der Reform unserer Rechtschreibung erhoben, die der Gebrüder Grimm in der Vorrede zu ihrem deutschen Wörterbuch. Da könnte der Schreiber dises nun schweigen, wenn er nicht doch einmal angefangen hätte und wenn nicht anzunehmen wäre, daß dises Wörterbuch aus „gewissen Gründen" nicht so leicht in die Hände eines jeden Lesers diser Blätter kommt. Hier und da sei es ihm erlaubt, die eignen Worte der Meister anzuführen.

Der Buchstabe mit dem unsere moderne Rechtschreibung nach dem ß am buntesten umgesprungen ist, ist das h. Disem Buchstaben hat die Unrechtschreibung nichts von seinem Gebiete entzogen, wie dem ß, sondern hat ihm einen weit größern Raum gegeben, als ihm ur-

*) Geschrieben im Juli 1854.

sprünglich gebürte. Dafür aber hat sich der arme Buchstabe gefallen laßen müßen, daß ihm seine Ehre als selbständiger Laut ganz entzogen und er zu einem bloßen Schreibzeichen, zu einem Ersatz des in andern Sprachen üblichen Circumflexes geworden ist. Das war er ursprünglich nicht — er vertritt die Stelle der Aspiraten zu k und h, des ch, steht also zu k und g in demselben Verhältnis, wie f zu b und p. Der zusammengesetzte Laut des ch, der den Buchstabierern wie den Lautierern so vil Mühe macht, wird von uns jetzt ausgesprochen, wie eigentlich das einfache h ausgesprochen werden müste; (sein volles Recht als Kehllaut laßen ihm nur die Schweizer widerfahren). Früher ist auch das h in Worten, wo wir es jetzt nicht mehr hören laßen, ausgesprochen worden als ein leises ch und wird mundartig noch so ausgesprochen; so in Schuh, Schuch, Befelch, das auch Befelh geschrieben wurde, siht, geschiht, das sicht, geschicht ausgesprochen wurde. Dise ursprüngliche Verwandtschaft des h mit ch und seine Eigenschaft als ein selbständiger Laut beweisen noch heute hinlänglich klare Ableitungen, wie Geschichte von geschehen, Gesicht von sehen; der Misbrauch des h als Dehnungszeichen läßt uns biß jetzt nur zu leicht übersehen.

Es ist diser Misbrauch übrigens älter als die Schulgrammatik des vorigen Jarhunderts: es ist, als sei unsere Schrift von jeher dazu verurteilt gewesen, durch

orthographische Künsteleien verhunzt zu werden. Gibt es doch (Jacob Grimm Vorrede S. LVII.) eine Handschrift des 14. Jarhunderts, in der das h schon hier und da als Dehnungszeichen gebraucht wird. Diser Misbrauch wurde allgemein im 16. Jarhundert, wo die Neubildung der Schriftsprache und daneben die Herschaft dialectischer Eigentümlichkeiten, wie immer in Uebergangszeiten, die bunteste Willkür in Sprache und Schrift herschend machte. Da setzte man ein h, die Länge zu bezeichnen, nach den Anfangsbuchstaben des Wortes, in die Mitte, ans Ende, wie es gefiel. Da schrieb man Jhar, Jahr und Jarh, Rhat, Raht, Rath, ghen, khün, Mhü, Rhu, Rhum, ja ehr, ehs, dehm, dehr, kahm, vihl, Juhgend, mher, nhemen, schrieb die Worte, wie wir sie heute noch schreiben oder ließ auch das h weg, ohne alle und jede Regel. Erst sächsische Schulmeisterweisheit machte aus der Willkür eine Regel, hieng einigen Wörtern das h an, namentlich denen, welche mit t schloßen, schob es bei andern in die Mitte, ließ wider bei andern die Länge unbezeichnet — alles ohne jeden auch nur scheinbaren Grund. Als Grund könnte höchstens bei einigen Worten die willkürliche Anname geltend gemacht werden, daß sie von gleichlautenden geschieden werden müßen z. B. in von ihn, her und hehr, sonst aber läßt sich bei den meisten Worten, die mit einem h verunziert sind, kaum denken, warum ihnen gerade ein h zugekommen ist und warum andern nicht. Dennoch

hat sich dise Unsitte schon im Anfang des 18. Jarhunderts zimlich festgesetzt und Bücher aus diser Zeit sind beinahe so geschrieben, wie wir heute schreiben. Und so hat es sich erhalten, schon früher vernünftigen Leuten ein Anstoß, wie Schlözer und Frisch, dem Verfaßer eines deutsch-lateinischen Wörterbuchs, der, auch in der frühesten neuhochdeutschen Literatur, in der noch natürlich geschrieben wurde, belesen, sich gegen „den Schlendrian mit dem angeflickten h" aussprach.

Uns sind dise Regeln überliefert worden und wir üben sie ohne Sinn und Verstand aus bloßer süßer Gewohnheit. Consequenz fehlt unserer Anwendung des h gänzlich: hätten wir alle Längen mit h bezeichnet, dann wäre leicht zu helfen — aber wir schreiben da, Qual, klar, waren, las, kamen, hören, Krone, und daneben Wahl, Zahl, fahren, nähren, Hohn. „Diß inconsequente Verfahren ist unerträglich. Wenn man nahm, lahm, zahm schreibt, warum nicht auch kahm? Oder umgedreht, wenn kam, Scham, Name gilt, warum nicht nam, lam, zam? Wer Wahl, Zahl, ihn, Hahn, Zahn, Bühne setzt, müste der auch nicht Thahl, schmahl, vihl, Schwahn, thuhn schreiben, oder weshalb entbindet ihn die Schreibung schmal und Schwan nicht des schleppenden h in Hahn und Wahl? Wir schreiben grün und schön, warum nicht kün, sondern kühn? Was zwingt zu Jahr und Bahre, da doch klar und waren gilt? Warum Schere,

aber Beere und Wehre? Am unerträglichsten wird die Unsicherheit, wenn sie in den Formen desselben Wortes, derselben Wurzel und in vollkommen ähnlichem Fall vortritt. Ihr zu schreiben und von der Analogie wir, mir, dir abzuweichen, war in der Sprache nicht der mindeste Grund; Ungebildete schreiben auch wihr, mihr, dihr oder mier, wier, dier und verfahren folgerichtig. Warum soll ihm, ihn, ihnen stehn und er, es, der, den, denen? — Zahm und zähmen verdecken durch diese Schreibung ihre Abkunft von zimen, gezimen, ihre Verwandtschaft mit zimlich und Zunft. Gleiches gilt von zehren und zerren, von begehren und Begir. Wir schreiben nehmen und nimmst, nimmt, welche beide die ursprüngliche Kürze durch Verdoppelung des Consonanten retteten. — Nicht anders trennt unsere üble Schreibung die zusammengehörigen Wörter Hahn, Huhn und Henne, lehren und lernen, an und ähnlich. fahren, Fahrt und fertig (zur Fart gerüstet) zwar (ze wâre) und wahr." (Jac. Grimm Vorr. Sp. LVI.) Welcher Verteidiger des Althergebrachten will und kann diesen Warum? des Altmeisters unserer Grammatik etwas Vernünftiges erwidern? Welchen auch noch so verstockten Liebhaber des h sollte nicht dise einfache und treuherzige Ansprache zu dem Geständnis bringen, daß das h eine Schelle an der Hanswurstjacke unserer modernen Orthographie ist, die abgethan werden muß?

Doch muß dises Abthun mit der nötigen Vorsicht

geschehn. Es soll eben die geschichtlich begründete Recht=schreibung wider hergestellt, nicht alle Worte ohne Rück=sicht auf ihren Ursprung nach irgend einer neuen Regel gemaßregelt und über einen Kamm geschoren werden. Wollten wir geschwind alle h abschaffen, so würde es uns gehn wie Schlözer, der „die echten und falschen nicht scheiden konnte und das Kind mit dem Bade ausschüttete." In einigen Worten ist das h ursprünglich, in andern ersetzt es andere Consonanten, z. B. j oder w. Um einen Fingerzeig wenigstens nach diser Richtung zu geben, möge hier ein Ver=zeichnis der gebräuchlichsten Worte stehn, in denen h theils ur=sprünglich, theils berechtigt ist als Stellvertreter von j, w, g.

Aehre (Aeher)
ah, aha (ach)
allmählich (statt allgemächlich)
Befehl (eig. Befelch)
blühen (eig. blüjen)
drohen (drauwjan)
Ehe (êwa)
empfahen
erhöhen (hoch)
flehen (j)
fliehen (Flucht, fleucht)
Floh

froh *)
frühe (früje)
gedeihen (gediegen)
gehen
Gemahl
geschehen
jäh (jach)
Kuh *)
Lehen
leihen
Lohe (g)
mähen

*) Hier haben wenigstens Declinationsformen in der früheren Ent-wicklungsstufe unserer Sprache, dem Mittelhochdeutschen, ein w.

Mühe (j)
Nähe, nah (nach)
nähen
Rahe (Segelstange)
Reihe (g)
roh
Ruhe (w)
schmähen (Schmach)
Schuh
sehen
sprühen (j)
stehen
Stroh*)
Truhe
verzeihen (Verzicht)
Vieh
Wehe (w)
wehen
weihen
Zähre
ziehen (zeucht, Zucht).

Dise Worte müßen also bei einem Wegschaffen der überflüßigen h verschont bleiben, und es wird diß um so leichter gehen, da in einigen Formen derselben das h noch ausgesprochen wird, wie z. B. fliehen, sehen; während statt aussiht Klopstock aussit schreiben wollte.

Wenn wir dise Wörter ausnehmen, so bleibt doch noch eine Unzal anderer, in denen das h durchaus nicht berechtigt ist. Wir müsten im, in, one, Son u. s. w. schreiben, wenn wir wirklich den Unsinn unserer Schreibung der langen Silben gänzlich verbeßern wollten. Wenn diß aber geschähe, so würde alle Welt schreien, es sei das eine tolle Neuerung; darum heißt es hier säuberlich gefahren. Jar zu schreiben, dünkt einem Verehrer des h abscheulich, über Jarhundert list er weg,

*) Siehe gleiche Anmerkung auf voriger Seite.

weil gleich wider ein h folgt. Zal fällt auf, weit weniger wol Erzälung. Fart zu schreiben, versparen wir lieber, bis sich die Augen der Lesenden an Durchfart, Wallfart gewöhnt haben. Wir wollen keinen tadeln, der gerade durchgeht, wie Heinrich Leo, aber man lauft Gefahr, daß die ganze Reform der Rechtschreibung verkannt und ungeprüft um des ersten ungewohnten Eindrucks willen verworfen wird. Deshalb ist es beßer, Maß zu halten, bis eine zweite Generation anwächst, die nicht mehr so ganz an die traditionelle Rechtschreibung verkauft ist, wie die gegenwärtige. Will man auch hier etwa eine Regel aufstellen, nach der dise allmähliche Ueberleitung geschehn kann, so kann man sie etwa so bestimmen: In den einsilbigen und nicht zusammengesetzten Worten behalte man das h einstweilen noch bei, in der Zusammensetzung aber, namentlich wenn das betreffende Wort nicht betont ist, laße man das h weg. Behalten wir dabei nur stets den letzten Zweck im Auge, nämlich Abschaffung des h als bloßen Dehnungszeichens, so können wir uns ruhig Inconsequenz vorwerfen laßen von denselben, die sich einer consequenten Durchführung diser Schreibung gewaltig widersetzen würden. Die größere Kürze der Worte wird in unserer geschwinden und geschwindschreibenden Zeit gerade die Weglaßung des h empfehlen und das h wird allmählich verschwinden. Villeicht ist diser

Punkt gerade derjenige, mit dem ein vollständiger Sig der geschichtlich begründeten Rechtschreibung auch im gewöhnlichen Leben außerhalb der Schule beginnen kann. Daß aber diser Sig kommen wird, daß die zukünftige Generation ganz anders und richtiger schreiben wird als die gegenwärtige, davon ist der Schreiber diser Zeilen seines geringen Theils vollständig überzeugt, und es wird nichts helfen, wenn z. B. der Magistrat in Elberfeld seinem Realschuldirector, dem bekannten deutschen Philologen Philipp Wackernagel, verbietet, die neue Rechtschreibung anzuwenden. Die einfache Warheit wird hoffentlich stärker sein als dergleichen philisterhafte Beschränktheit, die steif auf dem einmal Ueblichen hält.

Es wäre nun noch nötig von dem th zu reden, das lediglich seinen Grund in dem willkürlich eingefügten h hat; da aber diß „Getön" gerade ein Hauptschmuck unserer modernen Falschschreibung ist, die sich dessen freute als eines neuen, vom einfachen t verschiedenen Buchstaben, so verdient diser Unbuchstabe wol eine besondere Besprechung.

V.

Das th.

Die Entstehung des th, zu dem wir nunmehr übergehen, geht aus dem, was über die Einschiebung des h als Dehnungszeichen gesagt ist, bereits hervor. Das h wurde nämlich im 16. Jarhundert eben so gut an das

Ende eines Wortes gestellt, wie in die Mitte, um die Länge des Vocals zu bezeichnen, und diß geschah denn auch mit den Wörtern, welche sich auf t endigen; man schrib Mut und Muht, auch Mhut neben Muth, Tohn und Thon. Während nun in den meisten übrigen Wörtern das h in der Mitte stehen blib, ist es in den auf t sich endigenden am Ende stehen gebliben, und die grammatische Schulmeisterweisheit fand hinterher in disem t und h, die zufälliger Weise zusammengeraten waren, einen neuen Buchstaben, das th. Daß das Griechische ein th hat, mag dazu beigetragen haben, das th als besondern Buchstaben anzusehn. Diß ist aber durchaus nicht der Fall. Allerdings gab es in der frühesten Stufe unserer Sprache, im Gothischen, ein th; diß aber verwandelte sich nach einem feststehenden Gesetze, das man die Lautverschiebung zu nennen pflegt, in d, so daß das th damit vollständig aus der deutschen Sprache verschwunden ist. Daß einzelne althochdeutsche Schriften das th statt des regelmäßigen d haben, beweist nichts für die Berechtigung des th, weil daneben auch dh sich findet, eine Form, die hinlänglich zeigt, daß nur eine dialectisch hinzugefügte Aspiration dise Buchstaben entstehen ließ. In der folgenden Stufe der Entwickelung unserer hochdeutschen Sprache, dem Mittelhochdeutschen, kommt gar kein th vor. Der dem t entsprechende Laut, für den die Griechen ihr th haben (die Aspirata),

ist unser z, dessen Verwandschaft mit t auch dem Unkundigsten die (der Aussprache entsprechende) Schreibung ƶ für zz und das Aussprechen des th bei den Engländern (unserm ß ähnlich) hinlänglich darthut. Hätten wir einen selbständigen th-Laut, so würde er gewis disem th der Engländer gleich sein, da auch die Neugriechen das alte griechische th in diser Weise zischend aussprechen. Hat also das th als besonderer Buchstabe gar keine Berechtigung, so ist es hier mehr als irgendwo geboten, einen solchen Auswuchs unserer falschen modernen Grammatik abzuschneiden. Beibehalten kann man ihn etwa nur in den griechischen Worten, welche dadurch als fremde gekennzeichnet werden, während sie bisher von den übrigen mit th geschribenen Worten deutschen Ursprungs nicht zu unterscheiden waren. Solche Worte sind: Mathematik, Katheder, katholisch, Aether, Methode, Theorie, Thron, Theologie, Theater, Thema, die Namen Theodor, Theodosius und ähnlich zusammengesetzte. In den eigentlich deutschen Worten aber kann man den Buchstaben um so eher abschaffen, als das th durchaus nicht mit Consequenz gebraucht worden ist und dieselben Worte in verschidenen Zeiten verschiden geschriben worden sind. So schreibt jetzt niemand mehr Guth, wie man im vorigen Jarhundert, villeicht zum Unterschied von gut, schreiben zu müßen glaubte; ebensowenig Bluth, Huth, wodurch man die Hut von dem Hut unterscheiden wollte,

woran jetzt niemand mehr denkt. Nach wie vor aber schreiben wir Thau neben tausend und taugt, Thal neben Tag, Wuth neben gut, thut neben Tugend, ohne allen Grund. Will man etwa als Grund für das th geltend machen, daß man Ton von Thon, Thau von Tau, scheiden müße, so macht dagegen Jac. Grimm (Vorrede zum deutschen Wörterbuch, S. LVII) mit Recht geltend, daß in allen Sprachen, so z. B. im Lateinischen und Französischen, eine Menge Worte sich ganz und gar ähnlich sehen, ohne daß man für nötig hält, sie durch irgend ein Schreibzeichen äußerlich zu unterscheiden, ja, daß selbst unsere Schrift noch Worte', wie Gebot und gebot, Gebet und gebet gar nicht durch die Schreibung von einander unterscheidet. Wir sind in dem Grade ein lesendes Volk geworden, daß wir glauben, es müßte für den Lesenden diß oder jenes Wort bezeichnet oder von gleichlautenden unterschieden werden, während doch unsere Aussprache auch nicht den geringsten Unterschied macht zwischen th und t *), demnach z. B. beim Vorlesen für

*) Daß die Niderdeutschen zwischen Worten, die mit th geschriben werden und mit t, einen Unterschied in der Aussprache machen, kommt einfach daher, daß der Niderdeutsche häufig d hat, wo wir Oberdeutschen t haben, und daß diß ursprüngliche d von dem Niderdeutschen, auch wenn sie hochdeutsch reden, doch noch deutlich genug ausgesprochen wird. Da die Sprache Sachsens, aus welchem Lande wir unser Hochdeutsch wie unsere Orthographie als feste Regel haben (der meißnische Dialect) zwischen Hoch- und Niderdeutsch schwankt, so

den Zuhörenden der Vorteil doch verloren geht, den die moderne Orthographie errungen zu haben glaubt, wenn sie den Unterschied der Bedeutung bei gleichlautenden Worten durch verschiedene Schreibung hervorhebt. Die Lesenden aber müßen unsere modernen Rechtschreiber allesamt für Dummköpfe halten, die zu unverständig wären, aus dem Zusammenhang die Bedeutung eines Wortes zu erkennen und deren Dummheit man orthographisch zu Hülfe kommen müste. — Eine Reform in Beziehung auf disen Buchstaben, den uns die moderne Orthographie aufgenötigt hat, ist notwendig, aber es würde auch hier villeicht, wie bei dem Weglaßen des h als Dehnungszeichen nach Vocalen, ein plötzliches Durchgreifen allzusehr auffallen und der ganzen Sache schaden. Er tut, die Tat, hat für uns, die wir an das th nur allzusehr gewönt sind, etwas sehr Auffallendes: die Worte stehn für unser Auge so nackt, so kurz da; — im Anfang werden wir das th wol noch eine Weile vertragen müßen. Sind aber Worte, die wir gewönlich mit th schreiben, mit andern an zweiter Stelle zusammengesetzt, so kann man das th weglaßen, ohne daß es auffällt; Missetat, Reichtum, Vorteil kann man schreiben, ohne daß ein an

---

mag hierin der Grund ligen, warum unsere moderne Orthographie bei einigen Worten th schrib, bei andern t beibehielt: wo die niderdeutsche Form des d in der Aussprache vorherschte, schrib man th, wo die hochdeutsche Form gebräuchlich war, blib einfaches t.

die alte Orthographie gewöntes Auge daran hängen bleiben wird. Schreiben wir doch Drittel, Viertel (wo die Silbe tel nichts anderes ist, als das Wort Theil), nur weil uns eben dise Ableitung nicht mehr lebendig ist — warum sollten wir nicht auch Dritteil schreiben und ohne Anstoß darüber weglesen? — Leichter ist das Weglaßen des th am Ende, und ein bekanntes Unterhaltungsblatt, das Frankfurter Conversationsblatt, Beiblatt zur Frankfurter Oberpostamtszeitung, hat dises Stück der geschichtlichen Rechtschreibung durchgefürt (während das Hauptblatt freilich seltsamer Weise daneben die moderne Rechtschreibung noch festhält). Ist das Blatt dafür auch in der neuesten Hampelmanniade verspottet worden, so zweifeln wir doch nicht, daß das th am Ende der Wörter allmälich ganz verschwinden wird. Ja, villeicht wird über kurz oder lang gar kein th mehr zu sehen sein, denn in disem Stücke der Reform unserer Rechtschreibung braucht keine Regel gelernt, kein Unterschied gemacht zu werden: wer vilmehr die deutschen Worte, welche bisher mit th geschriben wurden, alle mit t schreibt, demnach das th ganz verbannt, der thut recht und wol.

VI.

Einige andere Consonanten.

Es bleibt dem Schreiber diser Zeilen, ehe er in seiner Auseinandersetzung zu den Vocalen übergeht, noch übrig, über einzelne consonantische Verhältnisse zu sprechen, welche durch unsere moderne Rechtschreibung theils willkürlich verwirrt, theils unberechtigter Weise neu geschaffen sind.

Durch Willkür ist die Verdoppelung der Consonanten in vilen Worten eingedrungen, namentlich im Auslaute. Die Verdoppelung der Consonanten ist ursprünglich nur aus der s. g. Assimilation, d. h. aus dem Uebergehn eines Consonanten in den unmittelbar folgenden entstanden, wie in Elle, wo das zusammengesetzte Elnbogen uns noch das n zeigt, aus dem das zweite l entstanden ist, in stumm und dumm, wo die mit denselben zusammenhängenden Worte stumpf und dumpf den ursprünglichen b-laut noch bewahrt haben, den das vorhergehende m verschlang (ebenso in Lamm, krumm, Kanne, Kammer, Zimmer, klimmen, Imme), in nennen, wo das erste n aus dem m in Namen sich gebildet hat, ebenso in verdammen; auch hatte steht statt habete. In der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der deutschen Sprache, dem Neuhochdeutschen, hat die Verdoppelung schon deshalb einen größern Umfang, weil seit dem 16. Jarhun-

dert die meisten Wortstämme lang gesprochen wurden, und wo diß nicht geschah, zur Rettung der ursprünglichen Kürze oder zum Ersatz der Verlängerung des Vocals Verdoppelung des Endconsonanten eintrat. Hierdurch drang die Verdoppelung auch in den Auslaut, während die früheren Stufen unserer Sprache die Verdoppelung nur innerhalb des Wortes kennen. Vollständige Verwirrung aber trat ein durch die Bewustlosigkeit, mit der man im 16. Jarhundert die Verdoppelung überall anbrachte, selbst bei vorausgehenden Consonanten, namentlich das tz und ck. Das hat sich in einzelnen Worten lange erhalten, selbst bis in die neuere Zeit. Nun, um das Maß voll zu machen, kam die Schulmeisterei des vorigen Jarhunderts hinzu und entdeckte noch einige bisher vergeßene Verdoppelungen: die hochweisen Grammatiker glaubten, wenn man schaffen schribe, müße man auch Geschäfft schreiben, wenn gönnen, auch Gunnst, wodurch, wie in so vilen Regeln der modernen Grammatik und Orthographie, die Sache geradezu auf den Kopf gestellt wurde. Von diser letzten Verkertheit ist man gegenwärtig wol ganz zurückgekommen, ebenso wie von der Verehrung des ck, das als künstlicher Kanzleischnörkel in der alten sächsischen Schrift mit Vorliebe angebracht wurde. Auch das tz und ff nach Consonanten wird nicht mehr geschriben, dennoch aber haben wir namentlich im Auslaut, überflüßige und unberechtigte Ver-

doppelungen genug. Eben Kunst und Gunst beweisen uns, daß können und gönnen eigentlich nur ein n haben, daß man also eigentlich ich kan schreiben müste und gegönt, namentlich da niemand das zweite n hörbar machen kann. Ich bete ist dasselbe Wort wie ich bitte und hat das einfache t durch die Verlängerung des Vocals beibehalten. Die Formen greifen, reiten, schneiden, leiden zeigen uns, daß die Gemination in griff, ritt, schnitt, litt nicht dem Stamm eigen ist. Mann schreiben wir neben man, ohne einen Unterschied in der Aussprache zu machen, laßen bei ab, ob, bin, hin die Verdoppelung aus, ohne den Vocal lang auszusprechen; wir schreiben Freundschaft, was von schaffen herkommt, aber glauben schafft schreiben zu müßen (Grimm Wörterb. LIX); solcher sprechen wir kurz ohne Gemination, dagegen glauben wir bei ich soll der Gemination zu bedürfen, hat sprechen wir wie matt troß der verschiedenen Schreibung dieser Worte. Daß auch hier eine Reform am Orte ist, wird wol nicht geläugnet werden können; es ist ebensowenig Regel und Consequenz in diser Schreibweise, als sie der ursprünglichen Form der Worte und der Aussprache entspricht. Doch aber wird man wolthun, einstweilen nach diser Beziehung noch vorsichtig zu sein: ich wil, sol, kan fällt wol unserm an die Unzal von Verdoppelungen gewönten Auge noch allzusehr! auf. Deshalb können wir hierbei verfaren wie bei der Weglaßung

des h: in den einfachen und besonders in den einsilbigen Worten können wir die einmal hergebrachte Verdoppelung noch bestehen laßen, dagegen in den zusammengesetzten Worten, namentlich wenn die Verdoppelung vor einem Consonanten steht, kann jetzt schon ein Anfang gemacht werden, das Uebermaß zu beschränken. Wollten wir z. B. in Schifffart die Gemination des ersten Wortes beibehalten, so wäre diß Schiphphphart — wer kann das aussprechen? Schiffart aber wird wol jetzt schon häufig geschriben. So kann in Herrschaft die (ohnehin fehlerhafte) Verdoppelung wegfallen, ohne daß man Anstoß daran nehmen wird; bestimt und ähnliche Worte ohne Gemination zu schreiben, wird ebensowenig auffallen. Im Ganzen aber ist es wol geraten mit einer vollständigen Durchfürung zu warten, bis die Hauptsachen der orthographischen Reform allmälich Eingang gefunden haben.

Eine consonantische Zusammensetzung, welche lediglich der Willkür und der Zerrüttung unserer Rechtschreibung im 16. Jarhundert ihre Entstehung verdankt, ist das, damals sehr häufig, jetzt glücklicherweise seltener angewendete dt. In einigen Worten scheint es, als habe dise Zusammensetzung eine Berechtigung, so in sandte, wandten für sendete, wanden und in den davon abgeleiteten Worten; aber selbst in disen Worten heben wir

das d vor dem t in der Aussprache nicht hervor, und das d ist vor t wirklich ausgefallen, so daß also nicht sandte, sondern sante zu schreiben wäre, wie brannte, kannte für brennete, kennete. Bei dem Wort tod zeigt schon das Wort der Tod, daß der Stamm kein dt hat: es ist wol t angehängt worden, weil man es zu einer Participialform machen wollte. Beredt zu schreiben ist unberechtigt, obwol es für beredet steht, weil wie in sante und wante das d ausgefallen ist, Beredtsamkeit zu schreiben aber ist eine Thorheit und eine noch größere gar einen sachlichen Unterschied zu machen zwischen der Beredsamkeit und Beredtsamkeit. Den Worten gescheit, Brot, Ernte, Schwert wird das aus dem 16. Jarhundert noch anklebende dt wol leicht zu nehmen sein; schwiriger wird es sein mit Stadt, weil wir einen gar genauen, aber unberechtigten Unterschied zwischen Stadt und Statt (Stätte) machen. Doch wird wol auch in disem Wort die richtige Schreibart sigen.

VII.

i und ie.

In Bezug auf die Vocale ist unsere moderne deutsche Orthographie nicht so verwirrt, wie in Bezug auf die Consonanten, weil wir die Vocale im Ganzen noch so schreiben, wie sie gesprochen werden und ihrer Entstehung nach geschriben werden müßen; wäre eine Ver-

schiedenheit zwischen Sprache und Schrift auch bei uns hervorgetreten, wie bei Engländern und Franzosen, so würden wir auch bei den Vocalen die seltsamsten grammatischen Künsteleien haben durchmachen müßen. Nur bei einem Diphtong und einem Vocale sind solche Künsteleien und verwirrende Schreibregeln aufgekommen, das ist das ie und das lange i, welches letztere wir jetzt ganz gewönlich ie schreiben und nur (von einigen Fremdwörtern abgesehn) in ein paar kurzen Wörtchen und etwa in wider um des seltsamen Unterschiedes von wieder willen (demselben Worte) festhalten in der einfachen Form. In allen übrigen Fällen schreiben wir ie, machen also das e zu einem bloßen Zeichen der Länge, gleich dem h. Und doch ist, wie das h ein selbständiger Consonant, so das ie ein selbständiger, von dem langen i verschiedener Diphtong, der in alten Zeiten iu lautete. Mundartlich wird er auch noch als Diphtong gesprochen, so daß sich das e sehr deutlich neben dem i hörbar macht. In unserer Schriftsprache dagegen hat sich das e, was die Aussprache betrifft, ganz abgeschliffen, und so schreiben wir manche Wörter, welchen ie gebürte, mit i: so z. B. die Formen hieng, gieng, fieng, die als früher reduplicierende ursprüngliches ie haben; — fil, hib zu schreiben, statt fiel, hieb, würde jedermann auffallen; eben so auffallend und unberechtigt ist aber hing, ging, fing. In disen Präteritis ist das ie ohne weiteres zu

restituieren. Schwerer wird es in andern Worten gehn, wie Dirne, Fichte, Licht; in letzterm Worte wol noch am leichtesten, weil leuchten das ursprüngliche iu, wenn auch in einer andern Form zeigt. Immer und nimmer hat die Verdoppelung um ihr ursprüngliches ie (je mehr und nie mehr) gebracht, und zwar schon sehr früh, so daß wir hier zu weit gehen würden (gerade wie bei nicht, das schon im Mittelhochdeutschen sein ie eingebüßt hat), wollten wir das ie herstellen.

Neben disem ursprünglich deutschen ie gibt es dann noch ein französisches, das wir in Worten, die aus dem Französischen und Lateinischen zu uns herübergekommen sind, auch beibehalten, wie Manier, Papier. So haben wir dann auch in einigen Zeitwörtern das ie mit hinübergenommen, wie in regieren und spazieren, und schreiben es in disen noch heute so; in andern, neu herübergenommenen glauben wir ohne Grund — iren schreiben zu müßen und werden dadurch inconsequent. Am besten ist es daher, alle Verba auf ieren mit ie zu schreiben.

Es ist das ie sonst nicht beeinträchtigt worden — dagegen hat es das i sehr beeinträchtigt und ist mit der im Neuhochdeutschen so gewönlichen Verlängerung der Stammvocale sogar in Silben hineingekommen, in denen ursprünglich kurzes i war und auch noch kurzes i gesprochen wird. So ist es mit Beispil (das nicht mit Spil,

sondern mit spel, spellen zusammenhängt, das Reden bedeutet), das wir noch heute, wenn wir die erstere Silbe stärker betonen, kurz sprechen, mit diser (disser wird sogar gesprochen und hört sich gewis beßer an, als das gezogene dieser) mit Kisel, wo Namen, wie Kisselbach, noch heute die richtige Aussprache festhalten, kriegen (bekommen) das allgemein kurz gesprochen wird und sich durch dise Aussprache von kriegen (Kriegführen), was ursprüngliches ie hat, unterscheidet. So spricht das Volk Glid, wenigstens im Plural, noch kurz, und wie diß Wort, so hat auch Augenlid nicht ursprüngliches ie, wie Lied (Gesang); bei disen Worten ist die moderne Rechtschreibung ihrem Princip, verschiedene Worte auch verschieden zu schreiben, untreu geworden. Auch lifern, Stifel, Schifer spricht das Volk mit Recht kurz und erweicht und verdoppelt sogar den Consonanten; eben so ligen, nider, Rigel, Schmid, Schwiger, siben, Sigel, Schirling, sie, Zil, vil wenigstens noch in villeicht, wider, wigen, Wise, Wisel, Zige, Fidel, Gibel. In andern Worten zeigt uns das Wechseln von i und e, daß wir ursprüngliches kurzes i vor uns haben, so in Gefider von Feder, Gir von begehren (wo h unberechtigt ist), schilen und schel, schmiren und Schmer, schwirig und schwer, langwirig und währen, zimen und zähmen. So ist es namentlich in der zweiten und dritten Person Präsentis mehrerer Verba, wie du gibst (Mitgift zeigt hier

das bloße i), du lisest, gebirst, befihlst, geschiht (Geschichte), schirst (weggehn), sihst (Gesicht), stihlt.

Hier haben wir also noch durch Aussprache und verwandte Worte Anlaß, das ursprüngliche i wider herzustellen. Schwiriger wird es sein in andern Worten, wo ein solcher Anlaß felt: bider (eigentlich biderb), Bine, Dile, Fride, grisgrämig, Kifer, Kis, Mine, Pfrimen, Rise, riseln, Schine, Sib, ansideln, sigen, Sigfrid, versigen, Spil, Stil, Schwile, Vih, Widehopf, wihern, Ungezifer, Zil, zwifach. Am allerschwersten wird es wol halten, das bloße i in den Präteritis und Participien der Verba durchzufüren, welche im Präsens ei haben und mit dem reduplicierenden nicht verwandt sind (früher hatten sie im Präsens i, im Präteritum ei): bleiben, gedeihen (gedigen), leihen, weiden, preisen, reiben, scheinen, schreiben (hier zeigt Schrift das bloße i), schreien, schweigen (verschwigen), speien, steigen (Stige), treiben (Trib), weisen, zeihen, deren Präterita blib, gedih, lih u. s. w. geschriben werden müßen. Es mag das auf den ersten Blick auffallen, aber Präterita mit doppeltem auslautendem Consonanten, welche denselben Ablaut zeigen, schreiben wir mit einfachem i: reiten, ritt, schneiden, schnitt, greifen, griff. Der doppelte Consonant erhielt hier die einfache Form. Doch wäre es wol möglich, auch hier das bloße i zurückzufüren, weil von den eigentlich reduplicierenden Verben, welche im Präteritum ie haben, nur

zwei ei im Präsens haben: heißen und scheiden, demnach sich die orthographische Regel aufstellen ließe, daß, dise Worte ausgenommen, die Präterita aller Verba, welche im Präsens ei, im Präteritum i haben, mit i, nicht mit ie, zu schreiben seien.

Ursprüngliches ie ist noch in vilen Worten und meist leicht durch die Nebenform eu zu erkennen, die in demselben Worte, meist in veralteten Formen oder in abgeleiteten Worten vorkommt, und die durch Umlaut, wie ie durch Schwächung, aus iu entstanden ist (abgeleitete Worte zeigen auch u): biegen (beugt), bieten (beut), Dietrich (deutsch, eigentlich auch Dietmar), verdrießen (verdreußt, Verdruß), fliegen (Flug), fliehen (fleucht, Flucht), fließen (fleußt, Fluß), gießen (geußt, Guß), Hieb (hauen), kiesen (Kur), kriechen (kreucht), verlieren (Verlust), genießen (geneuß, Genuß), riechen (Geruch), schieben (Schub), schießen (Schuß), schließen (schleußt, Schluß), siech (Seuche, Sucht), sieden (Absud), stieben (Staub), tief (Teufe sagen die Bergleute statt Tiefe), triefen (träufeln), triegen (Betrug), ziehen (Zeug, Zug, Zucht) u. a. Alle dise Worte und andere müßen ihr ie ruhig behalten, namentlich auch die ursprünglich reduplicierenden Perfecta: hielt, fiel. In scheiden sind zwei Verba zusammengefloßen: das ursprünglich deutsche reduplicierende und ein fremdes, das schon früh

sich an die oben erwähnten mit i im Präterttum anschloß; von disem leztern kommt Abschid und verschiden.

VIII.

Einige andere Vocale.

An die Stelle berechtigter Vocale sind in einigen Worten durch Künsteleien der Aussprache oder der Ableitung andere unberechtigte eingetreten, jedoch nur in wenigen Fällen zur unbedingten Geltung gelangt; so z. B. in spritzen, Sprichwort (von sprechen, nicht von Spruch), verdrießlich (von verdrießen, nicht von Verdruß), wo ü unberechtigt ist. Ebenso sollten wir aber schreiben und sprechen giltig (von gelten), Hilfe (von helfen), in welchen Worten das ü in der Ableitung auch nicht den entferntesten Grund hat, dise vilmehr verdunkelt. In Sündflut, statt Sinflut (große Flut), hat das Unverständliche des ersten Theils der Zusammensetzung und die scheinbare Angemeßenheit diser Bezeichnung, da die Flut als Strafe für die Sünde kam, die ursprüngliche Gestalt des Wortes wol für immer verdrängt. In bezichtigen (verzichten zeigt uns das richtige i) und allenfalls in flistern ließe sich das ursprüngliche i auch wol noch herstellen; schwerer das ie in betriegen (wovon Betrug, das zu der Schreibung betrügen verleitete, erst eine Ableitung ist), das den Worten fliegen, flog, ziehen, zog u. a. ganz gleich ist. Schwerlich aber werden wir wider

liegen (statt lügen) schreiben lernen, obwol auch diß Wort zu der Classe gehört, welche ie im Präsens, o im Präteritum hat. Zu derselben Classe gehört auch kiesen, kor, das wir in einer andern Form küren, statt kieren, schreiben, um des abgeleiteten Wortes Kur willen. Das Wort Lügner, das wol bei liegen zu dem ü verleitet hat, ist mit disem Worte gar nicht verwandt, sondern ist so vil als Läugner. In Wirde und wirdig wird sich das ursprüngliche i, das wir noch in dem Umlaut (Brechung) wert erkennen, wol so wenig wider herstellen laßen, wie in Hüfthorn statt Hiefhorn. — Eu statt ei ist unberechtigt in Reiter und gescheit; richtig wäre es in Ereignis, eigentlich Eräugnis (von Auge abgeleitet, was vor den Augen geschiht).

Auf der andern Seite ist ü berechtigt in lüderlich, das von Luder (Aas) herkommt und in disem Worte unbedingt festzuhalten; ebenso in Küssen (nicht Kissen) und Knüttel. Schwerer wird es widerherzustellen sein in Kittel, Mieder, zischen nud wischen (von waschen, wusch, abgeleitet).

Pedanterie ist das ä in vilen Worten statt des einfachen aus a umgelauteten e, so in Eltern, emsig, Ermel, Ernte, Grenze, Hering, Heher, nemlich, stets, wo es die Schulgrammatik um des A in Arm, alt u. dgl. beibehalten hat; ebenso braucht man nicht däucht, bläuen, Säule, täuschen zu schreiben. In einer Reihe von Wor-

ten ist dagegen das ä wol so fest, daß es nicht wegzubringen ist; z. B. Bär, gebären, rächen (obwol hier gebirst, gebirt zeigen, daß e richtig ist und wir eigentlich du richst, er richt sagen müsten), dämmern, gähnen, gären, jäten, Käfer (in disem Worte spricht das Volk mit Erweichung des f noch das e), schälen, Schwäher, (Schweher wird wol noch hier und da geschriben), schwären, gewähren, vorwärts. — In andern Worten hat ö das ursprüngliche e verdrängt; so in Löwe, dessen Nebenform Leue uns noch das e zeigt, in Hölle (von hehlen), das noch Luther Helle schrieb, ebenso in ergößen, für das wol noch hin und wider ergeßen geschriben wird, dann aber auch in dörren, Köder, Löffel, löschen (erlischt zeigt hier das e), Möwe, schöpfen, Schöpfer (von schaffen), schwören, stöhnen, wölben, zwölf. Volksmundarten haben in manchen diser Worte noch das richtige.

Ai hat sich in manchen Worten erhalten und festgesetzt; nötig ist es nicht und kann durch ei ersetzt werden, doch kann es als ein in frühern Entwicklungsstufen unserer Sprache wolberechtigter Diphtong, den Mundarten, wie z. B. im Fuldaischen, noch streng von ei scheiden, beibehalten werden.

Endlich bleibt noch die in unserer Schrift so oft vorkommende Verdoppelung zu erwähnen, welche den langen Vocal bezeichnen soll. Schon in ganz alten Handschriften findet sich dieselbe und ist jedenfalls beßer, als

die Bezeichnung der Länge durch h. Hier ist also wol nicht unbedingt notwendig, radical vorzuschreiten und nur in einer Form ist die Verdoppelung unbedingt falsch: glückselig, armselig u. dgl., die mit Seele nichts zu thun haben, für dessen doppeltes e sich die alte Form saivala anfüren laßen könnte. In einigen Worten ist der einfache Vocal leicht zu restituieren, so in: Ar (Adler), Schoß, Schmer, Wage, Kamel; für Heer mit einem e spricht das zusammengesetzte Wort Herberge; Har, Bot, Mos, Loß, Sal, Ware ließe sich wol einfüren, schwiriger erscheint die Durchfürung in den Worten, welche vocalisch auslauten: Klee, Schnee, See, sowie in den einsilbigen Aas, Aal, leer, Meer, denen ihre Kürze wol zu diser künstlichen Verlängerung geholfen hat.



Schnellpressendruck von Joh. Aug. Koch in Marburg.







